

zeichnis grundlegender Sekundärliteratur, eine Auflistung der Archivquellen. Für die Bücherreihe ›Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert‹ (im Böhlau Verlag von Steffen Höhne, Alice Stašková und Václav Petrbok herausgegeben), deren bereits 15. Band die Monographie über Fischer vorlegt, ist diese bibliographische Ausstattung zwar nicht Pflicht,⁹⁾ sie täte hier allerdings Not. Zu dieser Arbeit war seit 2013 Zeit genug.

Dieses dreifache Versäumnis ist desto mehr zu beklagen, weil der Sammelband ansonsten ein *opus magnum* ist, redaktionell präzise, sogar liebevoll bearbeitet, voll von interessanten, anregenden Beiträgen, die vielfach noch nie bearbeitete Archivmaterialien ausschöpfen, und die gemeinsam Fischer ein Denkmal setzen, das er längst verdient hat.

Ingeborg Fialová-Fürstová (Olomouc)

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk52_2s257

⁹⁾ Zum Beispiel der 4. Band über Johannes Urzidil (2013) enthält zumindest ein Verzeichnis der Primärliteratur.

PATRICK GEIGER, Das flüssige Selbst. Henry David Thoreaus ›Walden‹ und globales Bewusstsein, Heidelberg (Winter) 2021, 373 S.

Als Gründungstext des US-amerikanischen Nature Writing weist Thoreaus ›Walden‹, wie Patrick Geiger gleich zu Beginn seiner Monografie notiert, „eine immense Anschlussfähigkeit für zeitgenössische Diskurse auf“ (9), wobei sich insbesondere die Amerikanistik um die Rezeption des Texts bemüht und verdient gemacht hat. Die hier besprochene Publikation untersucht diesen Klassiker der Weltliteratur im Hinblick auf seinen philosophischen Gehalt und spannt einen inhaltlichen Bogen von Thoreaus Subjektkonzeption zu seinem globalen Weltentwurf, die dialektisch zueinander in Beziehung gesetzt werden. Um diesen Ansatz theoretisch abzusichern, führt der Autor den Begriff des flüssigen bzw. fluiden Selbst ein, der sowohl die subjektphilosophische Dynamik des Ich-Erzählers in ›Walden‹ als auch seine textuelle Umrahmung durch eine omniprésente Wassermetaphorik reflektiert. Diese nicht ganz stringente Semantik ist dem Verfasser zufolge der Komplexität des Subjektbegriffs geschuldet, der „als Chiffre bezeichnet werden muss und deswegen nie durch konkrete Bestimmungen eingeholt werden kann [...]“ (53). Das flüssige Selbst kann angesichts dieser epistemologischen Krux von Geiger daher auch nur annäherungsweise und in mehreren deskriptiven Anläufen konzeptuell umrissen werden.

Thoreaus autodiegetischer Erzähler präsentiert sich in dieser Perspektive als entgrenztes Ich, das sich, aus der globalen Kultur- und Literaturgeschichte schöpfend,

weltumspannend ausdehnt und zugleich seiner materiellen sowie historischen Beschränkungen im naturwissenschaftlich geprägten 19. Jahrhundert bewusst wird. Auf der Suche nach dem guten Leben muss das flüssige Subjekt seinen Ort mithin in einer Gesellschaft neu definieren, die sich einerseits der kapitalistischen Wirtschaftsweise und andererseits dem entfesselten naturwissenschaftlich-technischen Fortschritt verschrieben hat. Auf die moralisch-intellektuelle Entwicklung seiner Persönlichkeit bedacht, macht das marginalisierte Text-Ich in Bezug auf die gängigen Ziele und Werte seiner Landsleute dabei die für die Moderne typische Erfahrung der Entfremdung. Zur Bewältigung dieses krisenhaften Konflikts, den auch andere Zeitgenossen auszutragen haben, entwirft Thoreau kein philosophisches System, sondern gibt der Leserschaft praxeologisch fundierte Leitlinien des richtigen Handelns und Seins an die Hand, denen er folgendes Telos zugrunde legt: „I did not wish to live what was not life, living is so dear; nor did I wish to practise resignation, unless it was quite necessary. I wanted to live deep and suck out all the marrow of life [...]“¹⁾

Vor dem Hintergrund dieses kühnen Selbstentwurfs bedient sich Thoreau, ausgehend von der „Verquickung fundamentalphilosophischer Fragestellungen mit der konkreten Sprachlichkeit des Alltags durch konsequent literarische Mittel“ (120), eines fragmentarischen, bisweilen aphoristisch zugespitzten Stils des Philosophierens, ohne sich explizit in eine ideengeschichtliche Tradition einzuschreiben. Gleichwohl präfiguriert sein flüssiges Denken geistesgeschichtliche Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, die von Heidegger, Wittgenstein und der französischen Postmoderne, namentlich Derrida, forciert wurden. Indem sich Geiger diesem Konnex widmet, betritt er kein wissenschaftliches Neuland, sondern wandelt auf den Spuren des Philosophen Stanley Cavell, der bereits 1972 in ›The Senses of Walden‹ auf das philosophische Potenzial von ›Walden‹ hinwies und dessen Verfasser eine einschlägige Vorbildung attestierte. Seinen philosophischen Vordenker paraphrasierend, verweist Geiger in diesem Zusammenhang auf eine frappierende Parallele zwischen Kant und Thoreau, die darin besteht, dass beide „eine echte Existenz der Dinge“ (124) für möglich halten.

Gilt der Eremit aus Concord laut Cavell einerseits als kluger Kommentator des Kant'schen Skeptizismus, so lässt er andererseits Anklänge an Heideggers ›Sein und Zeit‹ erkennen, zumal er gemäß den Prämissen des flüssigen Subjekts ähnlich wie der deutsche Existenzphilosoph die „Seinsfrage zwischen Ich und Welt“ (159) stellen muss. Für die Neubewertung dessen, was als geistige und empirische Realität erkannt wird, variiert Thoreau seine Rhetorik des „philosophisch-poetischen Sprechens“ (164), das den Stil der ›Walden‹-Prosa prägt und zugleich die Wahrheit der Literatur über jene des naturwissenschaftlich-technischen Diskurses stellt, wie Geiger konstatiert. Ebenso antizipiert der fragliche Band Thesen aus Heideggers berühmtem Vortrag ›Bauen Denken Wohnen‹. Analog zu Heidegger geht es in

1) HENRY DAVID THOREAU, Walden, in: DERS., Walden. Civil Disobedience, hrsg. von SHERMAN PAUL, Cambridge, MA. 1960, S. 62.

Thoreaus Hütten-Experiment nämlich um die Interdependenz von Sein und Wohnen, zwei durchaus philosophische Praktiken, die in das für ›Walden‹ charakteristische „Skeptische Zuhausesein“ (173) münden. Daraus ergibt sich eine Daseinsform, die sich im Wesentlichen durch existenzielle Obdachlosigkeit, topophile Verwurzelung und globale Entgrenzung, Aufbruch und Rückkehr sowie die Erfahrung des Alleinseins auszeichnet.

Die prekäre Ontologie des Wohnens spiegelt sich zudem in der brüchig gewordenen sprachlichen Verfasstheit des Subjekts. In diesem Punkt ergeben sich thematische Überschneidungen mit Wittgenstein, wie Geiger in Anlehnung an Cavell ausführt, wobei Thoreau analog zum Wiener Philosophen das Problem des „Aspekts“ als Bedingung visueller Wahrnehmung und Festlegung von Bedeutung in rudimentärer Form verhandelt. Aus einer veränderten, in der Umgebung des Walden-Sees erprobten Sehweise resultiert so das Staunen über alltägliche Naturerscheinungen, die nun in einem neuen Licht erscheinen. Sowohl Thoreau als auch Wittgenstein fordern dabei die Leser pädagogisch-appellativ auf, sich der unheimlich gewordenen Signifikanz des Trivialen, die aus einem simplen Perspektivenwechsel hervorgeht, zu stellen. Gemeinsam ist Thoreau und Wittgenstein darüber hinaus ein kleinteiliges Philosophieren, das sich, so Geiger, auf der Satz- und Wortebene manifestiert. Es überrascht freilich kaum, dass diese Methode unakademisch erscheinen mag, zumal sie „eher mit Stimmungen, Einstellungen, Aspekten und Intuitionen“ (215) denn mit der Errichtung kohärenter Gedankengebäude zu tun hat. An der Schnittstelle von Literatur und Philosophie anerkennen beide zudem die Begrenztheit des subjektiven Erkenntnisvermögens, die nicht zuletzt dem sprachlich vermittelten Zugriff des Bewusstseins auf die Welt geschuldet ist.

Um der unübersehbaren politischen Dimension von Thoreau gerecht zu werden, widmet sich Geiger auch diesem Bereich, räumt allerdings ein, dass sich das subversive Renommee des Autors in erster Linie auf ›Civil Disobedience‹ gründe. Diese kleine Schrift wurde, so der Autor, einerseits von diversen Widerstandsbewegungen gefeiert und andererseits von der US-amerikanischen Politik punktuell sehr kritisch beurteilt. Bemerkenswert erscheint ferner das sowohl von der links- als auch rechtsextremen Szene bekundete Interesse an der politischen Philosophie Thoreaus, der politisches Handeln als „Ethik des Rückzugs“ (289) begreift, ohne sich der demokratischen Freiheit, Kritik zu üben, zu entschlagen. In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass der Verfasser von ›Walden‹ diesem Credo anlässlich seiner am 30. Oktober 1859 gehaltenen Verteidigungsrede für den Abolitionisten John Brown exemplarisch Rechnung trug.

Die Fluidität des Subjekts findet laut Geiger ihren sichtbaren Niederschlag in Thoreaus Poetik, die „Gesagtes, Ungesagtes und Unsagbares“ (299) gekonnt verquickt. In diesem Modus des Schreibens würden überkommene epistemologische Sicherheiten erschüttert und durch einen transitorischen Wahrheitsbegriff substituiert. Der dadurch herbeigeführte Verlust des Selbst löse seinerseits die Suche nach einer neuen, gleichfalls flüssigen Subjektivität aus, die sich in ›Walden‹ manifestiere.

Nachdem Geiger Thoreaus poetisch-philosophischer Selbstsetzung nachge-spürt und sie diskursiv beleuchtet hat, schlägt er eine Brücke zu dem im Titel angeführten „globalen Bewusstsein“. Am Beispiel der Eisernte auf dem gefrorenen Walden-See, die von irischen Arbeitern unter amerikanischer Aufsicht durchge-führt wurde, legt der Verfasser von ›Das flüssige Selbst‹ anschaulich dar, wie die Auswirkungen globaler Migrationsbewegungen in Thoreaus mikrokosmischem Refugium spürbar werden und dessen Bewohner mit der kapitalistischen Profitlo-gik konfrontieren. Wasser als globale ökonomische Ressource fungiert in Thoreaus poetischer Prosa darüber hinaus als Element einer transkulturellen Verbindungs-linie vom Walden-See zum Ganges und ermöglicht literarische Assoziationen mit dem geistigen Erbe der Bhagavad Gita, der Veden sowie der griechischen Mytho-logie. Die inhärente Globalisierungsdynamik von Thoreaus Bericht äußert sich fer-ner in seiner kritischen Abrechnung mit den imperialen Expansionsbewegungen des 19. Jahrhunderts und darf als Appell an seine Zeitgenossen, das Innenleben statt exotischer Destinationen zu erkunden, verstanden werden.

Was lässt sich nun nach der Lektüre von ›Das flüssige Selbst‹ zusammenfassend sagen? Dem Autor ist es zweifellos gelungen, das vielfach verkannte philosophi-sche Potenzial von ›Walden‹ im Licht der Subjektphilosophie zu verorten und überzeugend herauszuarbeiten, dass „uns mit Thoreau ein gewichtiger Denker gegeben ist [...]“ (236). Es ist daher anzunehmen, dass diese neue Perspektive den hermeneutischen Horizont künftiger literaturwissenschaftlicher Studien erweitern wird. Bedauerlich ist indes der Umstand, dass diese ambitionierte Monografie zahllose sprachliche Mängel aufweist und die Autorenstimme infolge ausufernder, gelegentlich wiederholender Verwendung des gleichen Zitats bisweilen in den Hintergrund gedrängt wird. Eine Straffung hätte dem Text daher ebenso wie eine stilistische Nachbesserung gutgetan. Dass diese vermeidbaren Schwächen offenbar nicht beanstandet wurden, ist beklagenswert, stellt innerhalb der Fülle geisteswis-senschaftlicher Buchpublikationen allerdings keinen Einzelfall dar.